



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Wasser von allen Seiten. — Die Unglücksfreuden. — Dr. Eist und die Selb-
aristokraten. — Genz und Eist. — Heirath. — Theaterdinge. — Graf Mo-
ris Dietrichstein.

In den letzten Tagen wurde die Hauptstadt selbst von einer Ueberschwemmung en miniature heimgesucht und damit die voreilige Freude bestraft, mit der man die glücklich vorübergegangene Entseifung der Donau gefeiert hatte. Gleichsam um den Einwohnern zu zeigen, daß es nicht bloß der mächtige Ister sei, vor dessen Zorn sie zittern müßten, hat die Hand des Schicksals die unscheinbarsten Bäche, welche sich von den nahen Anhöhen in die westlichen Vorstädte und von da in die Donau ergießen, in fabelhafter Schnelligkeit zu einer Größe angeschwellt, welche sich bald nach allen Seiten Platz machte und die gräßlichsten Verwüstungen anrichtete. Ein mehrere Stunden dauern-
des Ungewitter, das sich über der Stadt entlud, strömte ungeheure Regenmassen auf die Gegend herab, und der Blitz zündete an mehreren Orten, doch brannte bloß ein kleines Bauernhäuschen vor dem Thore ab. Der überschwemmte Theil der Stadt, welcher drei bis sechs Fuß hoch unter Wasser stand, begreift gerade die ärmlichsten und schlechtestgebautesten Vorstädte, weshalb auch einige dieser Häuser in Trümmer stürzten und wieder andere dergestalt litten, daß sie fürderhin nicht mehr bewohnt werden dürfen. Binnen einer halben Stunde hatte das Unglück seinen Culminationspunkt erreicht. Die Gefahr kam so unvorbereitet, daß mehrere Menschen in ihren Wohnungen und Kellern das Leben einbüßten; auch das Erdgeschoß des Irenhauses wurde unter Wasser gesetzt, wobei ein Geisteskranker umkam. Da dieser Stadttheil vorzugsweise von Wäscherinnen und dergl. bewohnt wird, so erblickte man aller Orten in den Gassen eine Menge Weißzeug einher schwimmen, und am andern Morgen wurde die weggetriebene Wäsche da, wo sie angeschwemmt worden, mit Schaufeln aus dem Schlamm auf Wagen geworfen, um unter polizeilicher Aufsicht zurückerstattet zu werden.

Anfangs versuchte ein Haufe Gefindel zu plündern, allein diesem Unfuge ward bald durch die verschärfte Vorſicht der Behörde Einhalt gethan, indem zahlreiche Wachmannſchaft auf Rähne geſetzt wurde, um überall Ordnung herzuſtellen, und da, wo das Waſſer zu ſeicht ſtand, die Patrouillen auf requirirten Wagen die Straßen durchfuhren.

In Folge dieſer traurigen Ereigniſſe, welche nah und fern Noth und Jammer verbreiten, ſind unſere Zeitungen förmliche Zifferblätter geworden, in welchen man bald nichts anderes zu leſen bekommt, als ellenlange Ausweiſe der eingefloſſenen Unterſtützungsbeträge; die Häuſer bedecken ſich mit Anſchlagzetteln von Academien, Bällen, Concerten, Theatervorſtellungen, Lotterien und Büchern, welche alle keinen andern Zweck haben, als durch ihren Erlös die Unglücklichen in allen Provinzen zu unterſtützen, und es wird in Kurzem eine Schande ſein, bloß zu tanzen und zu leſen, weil man ſich unterhalten oder belehren will. Unter dieſen Umſtänden iſt es den Frauen und Mädchen nicht zu verdenken, wenn ſie einen wahren Heißhunger nach Unglücksfällen an den Tag legen und fröhlich aufſtauchen, ſobald ſie von einer Ueberſchwemmung oder einer Feuersbrunſt hören. Die meiſten dieſer Damen leſen die Zeitungen nicht, um die Fortſchritte der Franzoſen in Algier zu erfahren oder über die Maynoothbill in's Klare zu kommen, ſondern lediglich, um auf das Schnellſte in Kenntniß geſetzt zu werden von jedweden Unglücksfalle im weiten Bereiche des Kaiſerthums. Es iſt kein ſchlechtes Herz, das unſere vergnügungsſüchtigen Damen ſo frohen Muthes jede neue Hiobspost begrüßen läßt; was ſie wollen, das ſind Concerte, Academien, Vorleſungen, Bälle u. ſ. w., und weil die Ehemänner und Väter oft kargen mit dieſen theuern Genüſſen, wo ſie nicht gezwungen werden, als gute Patrioten zu bezahlen, ſo kann jenen jede Gelegenheit nur ſehr erwünſcht kommen, wo Papa oder chere mari die Karten ex officio in's Haus geſchickt erhält und wohl nicht anders kann, als ſeinen güldenen Pfennig auf den Altar der Wohlthätigkeit zu legen. Gewiß, die Wiener wären lange nicht ſo wohlthätig, wenn es nicht die Wienerinnen wären.

Da haben ſie mitten im Frühlinge noch einen Maskenball bekommen, im Odeonſaale, zum Beſten der Waſſerverunglückten in Böhmen, der 16,000 Fl. C.-Mz. abwarf; wie könnte da die Wiener Damenwelt nicht wohlthätig ſein — allein die Nahrung hinderte ſie nicht, bei zwanzig Grad Hitze zu walzen und Quadrille zu tanzen. Die Redacteurs der Muſikzeitung und der Deſt. Blätter, die Herren Schmidt und Schmidt, redigiren gleichfalls zum Vortheil der Böhmen ein aus unhonorirten Beiträgen beſtehendes Album, und die hieſigen Künſtler haben ſich dazu vereinbart, Gemälde und ſonſtige Kunſtwerke unentgeltlich beizufteuern und alsdann auszuſpielen. Der Adel und die Banquiers wollen ihrerſeits auch nicht zurückbleiben, und ſo haben ſie zwei Comités gebildet, welche theatraliſche Vorſtellungen veranſtalten

werden, die Cavaliere im Hoftheater zu Schönbrunn, die Geldherren im Josephstädter Theater, beide, besonders die erstern, wollen die Preise sehr hoch ansetzen, damit die Menge abgehalten und gleichwohl ein reichlicher Ertrag erzielt werde.

Der Staatsökonom Dr. List fängt gewissen Leuten nachgerade an unbequem zu werden, denn die Krösus in Oesterreich sind nicht gewohnt, sich von einem Schriftsteller ernste Wahrheiten ins Gesicht sagen zu lassen; sie sind der Meinung, jeder, der nicht zur Börse gehört und nicht zur Conferenz im Arbeitskabinet des Finanzministers zugelassen wird, sei eine von Rechtswegen ihnen untergeordnete Creatur, die man allenfalls benutzen könne, aber von der man niemals Rath annehmen werde. Das aber ist der wahre Schaden, ich möchte sagen der eigentliche Fluch des absolutistischen Systems im Staate, daß seine Formen bald auch auf das Privatleben übergehen und die Entwicklung jeder freien Persönlichkeit knechten. Jeder, der irgend eine Macht ausübt in seinem Kreise, borgt die Formen des bureaukratischen Absolutismus und setzt wohl gar seinen Stolz darein, die Härte und Schroffheit dieser Formen noch möglichst zu überbieten. Man sehe nur einmal, wie sich die Directoren von Actiengesellschaften und sonstigen Vereinen zu geberden pflegen, wie sie die Stirn in Falten ziehen, das Auge rollen lassen und die Hand peremptorisch auf den Tisch stemmen, sobald sie mit Andern sprechen, und doch sind diese Andern das, was sie selbst sind, schlichte Privatpersonen, die mit ihnen zu einem bestimmten Zweck in Association getreten und ein gemeinsames Ziel verfolgen wollen. So ein Eisenbahn- oder Dampfschiffahrts-Director nimmt eine Miene an, als läge das Schicksal des Welttheils in seiner Hand, und an Widerspruch der Meinung, an Zwang der Controlle mag er sich ebenso wenig gewöhnen, als unsere Staatsmänner an ein freimüthiges Wort der Presse. Wenn sie könnten, sie würden jeden Gegner für einen Hochverräther erklären. Dr. List soll den Wink erhalten haben, das österreichische Gebiet möglichst bald zu verlassen (??) und so wird er denn auch in kurzer Frist wieder in sein stilles Augsburg zurückkehren und wie früher die Stimme in der Wüste bilden, die nach Schutzzöllen ruft. Er wird von hier die Ueberzeugung mit fortnehmen, daß hier so lange kein Platz für ausgezeichnete Geister sein kann, als man nicht gesonnen ist, den Geist selber zu duden, und bloß einzelne Geister, glänzende Namen toleriren will. Denn diese seltenen Männer haben den Stolz des echten Talents, den Eigensinn des Charakters, das Selbstgefühl und die Unabhängigkeit der Einsicht, sie mögen bloß dergestalt dienen, daß sie dem Drange zur Verwirklichung der angestrebten Ideale folgen dürfen, und werden nur dann nützlich, wenn man ihnen gestattet egoistisch zu sein; als bloßes Werkzeug, als geschickte, aber willenlose Maschine sind solche Leute niemals zu brauchen, und List vermöchte ebenso wenig ein Genz

zu werden, als Genz im Stande gewesen, ein Ueberzeugungsbasein zu leben, wie List. *)

Vor einigen Tagen wurde die Verlobung seiner Tochter Therese, eines durch seltene Schönheit und zauberhafte Anmuth ausgezeichneten Mädchens, mit dem ungarischen Publicisten Pulszky gefeiert, der dem deutschen Publicum aus einigen mit Eleganz und Klarheit geschriebenen Apercus in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über den ungarischen Schutzverein bekannt sein dürfte. Sie hatte anfänglich den Plan gefaßt, die Bühne zu betreten, denn sie ist in dem Besiz einer sehr schönen und wohlausgebildeten Stimme; doch wurde sie hier bald von Anbetern umschwärmt, und der Ruhm ihres Vaters vergrößerte in manchen Augen die Mitgift, welche derselbe ihr gewähren konnte. Ein Fabrikbesizer Herr P. hatte bereits die Zusage des Vaters, als die Tochter in Pesth den Baron Pulszky kennen lernte und seiner Bewerbung den Vorzug einräumte. Pulszky's Familie ist in der Zips, in der Gegend von Leutschau, sehr begütert, und die Talente des jungen Mannes, sowie das Ansehen seines Hauses, sichern ihm noch eine glänzende Rolle in der Zukunft seines Landes. Er ist entschlossen, fortan den Winter in Deutschland und die Sommermonate am Fuße der Karpathen auf eigener Hufe zu verleben.

Das Theatergebäude am Wienflüßchen, das geräumigste unserer Stadt, ist von den Besitzern desselben, den Erben des Grafen Palffy, meistbietend verkauft worden. Herr Pokorny, der Director des Josephstädter Theaters, hat es gegen die Summe von 199,000 fl. C. M. erstanden, nachdem es von dem Schätzungswerthe von 165,000 fl. bis zu diesem Betrage hinaufgesteigert worden. Am letzten April gab der bisherige Director Carl in diesen von ihm 20 Jahre innegehabten Räumen die letzte Vorstellung, wobei er in öffentlicher halbstündiger Rede das überaus zahlreich versammelte Publicum haranguirte und ihm versprach, binnen kurzer Frist jenseits der Donau an der Stelle des dem Umsturz geweihten Leopoldstädter Theaterhauses einen neuen „Kunsttempel“ erstehen zu lassen, der an Eleganz und Bequemlichkeit alle Theater der Hauptstadt überflügeln solle, was freilich sehr wenig sagen will.

Pokorny leitet fortan beide Theater an der Wien und in der Josephstadt und wird, wie man hört, seine Aufmerksamkeit ganz besonders der Hebung der deutschen Oper widmen, welche im Hofoperntheater gänzlich brach liegt. Wenn er sich dazu versteht, Staudigl und die Mara, welche von dieser Bühne abgehen, zu gewinnen und aus Deutschland einen Tenor zu holen, so kann er in der kürzesten Zeit bei der Erbärmlichkeit des Repertoirs im Kärnthnertheater diesem die

*) Wir hoffen, unser Correspondent sendet uns über diese dunkel gehaltenen Andeutungen einige nähere Aufschlüsse. D. Reb.

Spize bieten, zumal er einen frischen Wechsel herzustellen beflissen ist, wozu die zahlreichen Gesangsnovitäten in Frankreich und Deutschland freundlichst die Hand bieten. Fräulein Mara hat er bereits für einen Cyklus von Gastrollen gewonnen. Die Geldangelegenheiten besorgt der Baron Dietrich, ein in den französischen Kriegen reich gewordener Lieferant, der eine besondere Vorliebe für das Schauspielwesen hegt und schon seit Langem in seinem Palais ein recht hübsches Haustheater besitzt, auf dem Dilettantenvorstellungen stattfinden. Er war es auch, der Herrn Pokorny beim Ankauf des kostspieligen Hauses behilflich war; übrigens hat Letzterer von dem Erzherzoge Franz Karl auch einen unverzinslichen Vorschuß von 100,000 fl. auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren erhalten.

An die Stelle des verstorbenen Grafen Czernin, unter welchem der treffliche Schreibvogel das Hofburgtheater geleitet, ist nicht, wie man vermuthete, Graf Sedlnitzky, sondern der Graf Moriz Dietrichstein zum Oberstkämmerer des Kaisers ernannt worden. Dieser Staatsmann, der seit dem Jahre 1819 der k. k. Hofbibliothek und allen öffentlichen Kunstschätzen vorsteht, hat sich schon längere Zeit sehr mißfällig über die neuere Richtung in der Direction des Hofburgtheaters ausgesprochen, und es steht zu hoffen, daß seine Stellung recht bald die allgemein gewünschten Reformen verwirklichen werde. Doch davon nächstens. Auch ver spare ich mir für mein nächstes Schreiben einige Andeutungen über den Aufenthalt Gutzkows, der eben angekommen ist und von allen Seiten sehr aufmerksam behandelt wird.

II.

Aus Dresden.

Die verwaiste Elbbrücke. — Municipale Nachlässigkeit. — Deutsch-Katholiken. — Der König von Preußen. — Hoffnungen für den nächsten Landtag.

Wir leben gegenwärtig ein betrübtes Leben in unsrer Residenz, die dieses Jahr auf ihre sommerliche Blüthenzeit, den Zusammenfluß der fremden Gäste für längere oder kürzere Zeit, wohl vergeblich warten wird; ihre Hauptpulsader, die Elbbrücke, ist unterbunden, das Lebensblut des täglichen Verkehrs hat sich neue Wege bahnen müssen, und da sie Umwege sind, hemmt sich der gewohnte rasche Umlauf. Unsere Brücke war die frequenteste Straße, fast zu jeder Tagesstunde zahlreich belebt; jetzt ist sie todt und öde, der Schloßplatz ist wie verfehmt, so leer und verlassen liegt er da; und wenn wir des Abends auf der gashellen Brühl'schen Terrasse promeniren und hinüberblicken nach der schwarzen Steinmasse, von der kein Licht herabspiegelt in den Strom, dann wandelt uns ein unheimliches Gefühl an, jeder Dresdner vermißt in seiner Elbbrücke einen durch langjährigen, täglichen Umgang unentbehrlich gewordenen, bewährten Freund. Zwar sind zwei

fliegende Fähren aufgestellt, es ist eine Pontonbrücke geschlagen worden, außerdem sind Dampfboot und Gondeln ununterbrochen mit Ueberfahen beschäftigt, aber dennoch ist die Hemmung des Verkehrs bedeutend und drückend fühlbar. Das Dampfboot hatte während fünf und eines halben Tages die runde Summe von vierzigtausend Passagieren befördert, trotz dem, daß nur während eines jener Tage die Pontonbrücke noch nicht vollendet war. Es läßt sich hieraus ein numerischer Maßstab für die Frequenz des ungehemmten Verkehrs über die Eisbrücke bilden. Bei der in den letzten Tagen erfolgten Untersuchung des beschädigten Bogens soll dessen gänzliche Abtragung oder Sprengung als unerläßlich sich herausgestellt haben, und gleiche Nothwendigkeit befürchtet man noch für andere Theile der Brücke. Hierbei rächt sich wieder einmal die Saumseligkeit unserer städtischen Behörden auf eine freilich in ihrer Empfindlichkeit hauptsächlich nur auf die Einwohnererschaft zurückfallende Weise; denn bei dem seit Menschengedenken niedrigsten Wasserstande im Jahre 1842 waren starke Beschädigungen und namentlich Unterwaschungen mehrerer Pfeiler wahrgenommen und zur officiellen Kenntniß der betreffenden städtischen Behörde gebracht worden, nichts destoweniger aber war etwas Ernstliches in jener zu einem Wasserbau günstigen Zeit nicht geschehen.

Diese leidige Brückencalamität hat in der letzten Zeit alle anderen Interessen unserer Stadt gedämpft; man streitet sich nicht mehr über die Stelle des böhmischen Eisenbahnhofes; die Begeisterung für Ronge ist stiller geworden. Die Journale hatten diesen letzteren Stoff in der That *con amore* ausgebeutet, ja die Vaterlandsblätter sind gegenwärtig fast ausschließlich deutsch-katholisch. Uebrigens ist die confessionelle Spannung keineswegs gelöst oder geschwächt, man harret begierigst des bevorstehenden Landtags, von welchem man die gesetzliche Anerkennung der neuen Kirche erwartet; wird diese ausgesprochen, dann dürfte vielleicht namentlich aus den Reihen der Staatsdiener gar mancher bis jetzt noch zurückgehaltene Uebertritt erfolgen. Auch der Bundestag, erzählt man sich, wolle die deutsch-katholische Frage einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, doch kann man dabei nicht umhin, achselzuckend hinzuzufügen: *Ad Calendas Graecas!* Die Reise des Prinzen Johann nach München, von wo die Hochverrathserklärung gegen die katholischen Separatisten erschollen ist, wird gleichfalls mit der Kirchenfrage in Verbindung gebracht.

Wir selbst hatten vor einigen Wochen in unserer Residenz den Besuch des Königs von Preußen. Er machte gleich bei seiner Ankunft den Grundsatz: *Princeps lege solutus* est geltend, indem er im scharfen Trabe über die beschädigte Brücke fuhr, während sich selbst unser König der bestehenden polizeilichen Anordnung, daß alles Fuhrwerk nur im Schritte passieren durfte, unterworfen hatte. Der Wunsch des königlichen Gastes, Gukow's „*Bopf und Schwert*“ auf unserer

Bühne dargestellt zu sehen, konnte ihm wegen der Beurlaubung mehrerer Schauspieler leider nicht erfüllt werden. Dafür nahm er Wagner's „Rienzi“ in Augenschein, und bezeugte sein Wohlgefallen durch lebhaften eigenhändigen Beifall. Das Theater war bei dieser glänzenden Vorstellung gedrückt voll; man wollte den berühmten König sehen; doch ließ sich später mehrfach die Aeußerung hören, der König von Preußen habe nicht so ausgesehen, wie unser neben ihm sitzender König; nun, das sind wohl nur patriotische Ansichten?!

Für den noch in diesem Jahre bevorstehenden Landtag interessirt uns zunächst die Wahl eines Stellvertreters für unsern Abgeordneten Eisenstuck. Wenn auch dieser, soweit es ihm nur irgend möglich ist, seinen Stellvertreter nicht zur Wirksamkeit kommen läßt, so ist doch dessen Wahl immerhin bedeutungsvoll, da sie die Richtung des öffentlichen Zutrauens kennen lehrt. Es fallen in den Journalen bereits kritische und antikritische Artikel über die Befähigung der wahrscheinlichen Wahlcandidaten, die zumeist dem Stande der Sachwalter angehören; nach unser persönlicher Kenntniß der vorzugsweise Genannten würde sich noch am ersten der kürzlich von einem hiesigen Correspondenten der Vaterlandsblätter ziemlich injuriös persiflirte Steuerprocurator Fleck, gegenwärtig wohl der erste Sachwalter Dresdens, zu der Vertretung unseres Landtagsdeputirten eignen.

Außerdem erwartet man für die Lebensfrage der Umgestaltung unseres Strafprocesses nach dem Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit eine günstige Wendung aus der Anstellung des Geheimrath von Langenn, zeitherigen Erziehers des Prinzen Albert, als Director im Justizministerium. Er war bisher ein Freund jedes wissenschaftlichen Fortschrittes, und da unser Justizminister nach seinem beim letzten Landtage der Opposition geleisteten Widerstande nicht leicht nachgeben kann, so ließe sich die Sache vielleicht so vermitteln, daß Herr von Könneritz entweder ein höchst wahrscheinlich noch vor Eröffnung des Landtags vacant werdendes andres Portefeuille übernimmt, oder doch während des Landtags sich beurlaubt, so daß durch Herrn von Langenn der Seiten der Regierung dem so entschieden und unwiderlegbar aufgetretenen Geiste des Fortschrittes kaum noch vorzuenthaltende Entwurf einer auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirten Strafproceßordnung den Ständen vorgelegt werden könnte. Doch sind dies eben nur Wünsche, Hoffnungen der Opposition; denn freilich ein Blick hinter die mysteriösen Vorhänge der grünen Tische ist dem Laien nicht vergönnt. *

III.

Hamburger Journalistik.

Es gibt vielleicht nicht sobald wieder einen Platz von der Bedeutung wie Hamburg, der literarischen Bestrebungen so wenig Auf-

merksamkeit zuwenden. Alles beugt sich hier vor dem Handel, er ist der allgewaltige Hebel aller Interessen, vor dem jedes Andere verschwindet. Dennoch hat es die Freiheit der Bewegungen, deren man sich hier mehr wie im ganzen übrigen Deutschland erfreut, mit sich gebracht, daß sich eine anscheinend ganz imposante Journalistik in Hamburgs Mauern gebildet hat. Ein Blatt kann hier nämlich ohne jede weitere Concession oder Caution erscheinen, es genügt, wenn die erste Nummer den Polizeiherrn überbracht wird; so ist denn die Journalistik ganz in das Gebiet der Privatspeculation eingetreten. Fast jedes Jahr bringt daher neue Tagesblätter hervor, Erscheinungen, die eben so schnell verschwinden, als sie entstanden sind, oft selbst kaum über das Probeblatt hinausbringen. Ich glaube, in der nachfolgenden Uebersicht kein Blatt übergangen zu haben, dennoch kann ich nicht dafür bürgen, ob nicht irgend ein im Verborgenen blühendes Gewächs sich meinen Blicken entzogen.

Hamburg besitzt funfzehn Blätter, die theils täglich, theils mehrere Male die Woche, theils nur einmal wöchentlich erscheinen. Drei von ihnen bearbeiten die Politik, fünf sind der schönen Literatur gewidmet, die übrigen Localblätter, die nur ausnahmsweise die Stadt und ihre Umgebung verlassen. Dies Uebergewicht, das der Hamburger seinen eigenen Angelegenheiten schenkt, könnte wohl weniger befremden, als der Umstand, daß so viele nur örtlichen Interessen gewidmete Blätter überhaupt zu existiren im Stande sind; derselbe möchte vielleicht gar zu dem äußerst verkehrten Schlusse führen, als ob die Hamburger Censur in Bezug auf heimische Angelegenheiten von einer gänzlich undeutschen Milde und Nachsicht beseelt sei, und der Hamburger in ihnen seine Ansichten und Wünsche mit englischer Ungezwungenheit verfechten könne. Sie werden indeß bald sehen, welche Bewandniß es mit diesen Blättern eigentlich hat.

Gewiß gebührt in dieser Uebersicht der Politik der erste Platz; sie ist heut zu Tage ja wirklich mehr als die Würze des Lebens, ein nimmer ausgehender Stoff zur bloßen Unterhaltung, sie ist jetzt wirkliches Lebenselement, das für Groß und Klein, Arm und Reich gleich wichtig erscheint. Ein Blatt, das in unsern Tagen sich von jeder politischen Färbung frei hält, wird sich selbst gerade dadurch allen weiter gehenden Einfluß abschneiden. Unter allen hiesigen politischen Tagesblättern ist der „unparteiische Correspondent“ das am meisten bekannte und am weitesten verbreitete, es bedarf deshalb hier keiner nähern Schilderung desselben. Dies einst sehr angesehene Blatt hat sich hauptsächlich durch sein Benehmen in den hannoverschen Angelegenheiten in Mißcredit gebracht, man hat ihm auch einige Verzeigung zur neuern Berliner Frömmigkeit vorgeworfen. Wahr ist es, man bekommt mitunter hier Dinge zu lesen, so erhaben lächerlich, so großartig dumm, daß sie in ihrer Art wirklich unübertroffen dastehen.

Ich weiß nicht, ob es officiële Mittheilungen aus Berlin erhält, wie man meint, möchte indeß, wenn es wahr wäre, deren Werth nicht sehr hoch anzuschlagen sein, denn kein anderes bedeutendes deutsches Blatt wird so wenig citirt und — nachgedruckt, und deutsche Redactionen haben im Aneignen, wie sie es nennen, im Entlehnern fremden Eigenthums bekanntlich große Fertigkeit. Seine Pariser Correspondenzen (mag der oft ziemlich geschraubte Witz französisches oder deutsches Fabrikat sein) enthalten neben vielem Spreu dennoch manches recht Gute und Treffende. — Ein zweites Blatt ist die „Börsenhalle,“ hauptsächlich kaufmännischen Interessen gewidmet und in dieser Beziehung höchst werthvoll. Ein Theil seines Inhalts ist der Politik vorbehalten, und hier finden sich meistens nur Abdrücke aus andern Blättern, die englische Correspondenz ausgenommen, die an Präcision und richtiger Auffassung der Verhältnisse manchen andern deutschen Journalen zum Muster dienen könnte. — Ein ziemlich widerwärtiges Blatt ist die „neue Zeitung,“ selten, daß es etwas Gutes enthält, Klatschsucht und Bissigkeit sind seine hervorstechendsten Merkmale. Uebrigens hat es auch keine große Verbreitung. — Man hat mit vielem Unverstand die Behauptung aufgestellt und tausendfach wiederholt, die Hamburger Journalistik im Allgemeinen sei undeutsch, und fremden, namentlich englischen Interessen gewidmet. Es ist allemal schon ein böses Zeichen, wenn man statt zu widerlegen verdächtigt. Freilich werden diejenigen Anhänger des Zollvereins, die in diesem nur ihre Ansichten vom Fabrikssystem und von Schutzzöllen verwirklicht sehen wollen, keinen Geschmack an den Vertheidigern des freien Handels finden können; hier aber steht Meinung der Meinung gegenüber, die Zeit muß darüber entscheiden, welche die richtige sei. Uebrigens könnte es jenen exclusiven Vertretern der Fabrikinteressen gar nicht schaden, wenn sie einen recht deutlichen Begriff von der Großartigkeit des hamburgischen Handels bekämen; sie würden dann jedenfalls zugestehen müssen, daß die Hamburger in Handelsfachen wohl befähigt sind, ein Urtheil abzugeben.

Ich gehe jetzt zur belletristischen Journalistik über, die durch den Telegraphen, die literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle, die Jahreszeiten, die Originalien und die Lesefrüchte vertreten wird. Der Telegraph erfreut sich auch in weitem Kreise der Achtung und verdient diese auch in mancher Beziehung. Er gibt nur Originalartikel, schon das ist ein großer Vorzug; er hat aber auch eine Gesinnung, was gleichfalls Lob verdient. Ob diese wirklich so durchgebildet, so kräftig sei, wie zu wünschen wäre; könnte schon einigermaßen bezweifelt werden, mir wenigstens hat es leid gethan, oft statt durchdachter Ansichten Phrasen und unklare Auseinandersetzungen vorgebracht zu sehen. Man hat den jetzigen Redacteur dieses Blattes des Communismus beschuldigen wollen, das wäre noch immer kein

Verbrechen, höchstens eine Thorheit; er hat dagegen sich zwar ausführlich vertheidigt, dennoch läßt sich eine Zuneigung zum Communismus gar nicht verkennen. Ich bin durchaus Gegner dieser neuen so anspruchsvoll auftretenden Richtung, nicht weil ich durch sie irgend Etwas für die jetzige Gestaltung der Zustände fürchte, wenn nicht Regierungen und Staatsmänner dem an sich unwichtigen Dinge durch eine übel angebrachte Verfolgung eine Bedeutung verleihen, sondern weil ich sie für innerlich unwahr, für wissenschaftlich verkehrt halte; nur die philanthropischen Tendenzen, von denen sie ausgehen will, konnten ihr, mancher Erscheinungen des Tages wegen, Anhänger und Bewunderer verschaffen. — Die Blätter der Börsenhalle geben zur Hälfte selbstständige Aufsätze und Uebersichten, beschäftigen sich namentlich auch sehr eifrig mit den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten, die begreiflicher Weise hier ein großes Interesse erregen. Die andere Hälfte ist Uebersetzungen aus englischen und französischen Quellen gewidmet. — Durchaus von Nachbrücken und Uebersetzungen fristen die Lese Früchte ihr kümmlisches Dasein; die Originalien geben ziemlich unbedeutende Erzählungen und Theaterkritiken, die viel eleganten „Jahreszeiten“ Novellen, deren eine vor Kurzem die Ehre gehabt hat, vom Königl. Sächs. Finanzministerium Reclamationen nach sich zu ziehen, und eine Bescheinigung der Redaction hervorrief, daß sie auf Fictio, nicht auf wirklichen Thatfachen, wie man meinte, beruht; ferner mancherlei Correspondenzen, von denen namentlich die Pariser sehr schwach sind und zum Schluß ein nicht ohne Geschick ausgewähltes Feuilleton, so wie Theaterkritiken.

Unter den Localblättern stehen die „Nachrichten“ oben an, das Intelligenzblatt Hamburgs. Wer sich einen annähernden Begriff von dem Treiben und den Interessen Hamburgs machen will, der muß ein solches Blatt lesen. Es erscheint täglich und hat hier die allgemeinste Verbreitung. Es beginnt mit politischen Nachrichten (es darf gesetzlich keine Original-Artikel geben), es folgen sodann Berichte über einzelne Tageserscheinungen und nach Bedürfniß und Vorrath sogenannte „vaterstädtische Blätter“, worin unter echtem Spießbürgerthum und sehr trivialen Witzeleien zuweilen auch Aufsätze von höherm Werth über innere Angelegenheiten erscheinen. Doch kann dies ganze Feld bei der Aengstlichkeit der Censur nicht gedeihen. Nun kommen eine Menge amtlicher, gerichtlicher, Schiffs- und Handels-Nachrichten, so wie endlich eine Masse kleinerer Anzeigen, unter denen es an solchen nicht fehlt, die auf den für Vergnügen immer offenen Beutel des Publicums speculiren. — Der Freischuß hat auch nach Außen hin eine gewisse Verbreitung, die er namentlich wohl seinen sogenannten Stafetten verdankt, Correspondenzen aus entfernteren Gegenden. Leider sind die Einrichtungen in Deutschland so verkehrt, daß man in vielen Fällen gezwungen ist, innere Angelegenheiten auswärts zu besprechen,

damit sie überhaupt nur besprochen werden können. Den der Unterhaltungsliteratur gewidmeten Raum füllt er mit Nachdrücken und Uebersetzungen, gibt sodann eine Art Polizeichronik, wie sich dort Einer betrunken, hier ein Paar Eheleute sich geprügelt haben, und das Alles mit entsetzlich faden Witzeleien. Seine sonstigen Hamburger Berichte sind in der letzten Zeit etwas besser und ausführlicher geworden, die besten, die man in Hamburger Blättern selbst lesen kann. Zum Schluß kommen Theater-Recensionen und in althergebrachter Weise Charaden und Räthsel. Im Ganzen hat das Blatt keinen besondern Werth. Noch weniger läßt sich das vom Beobachter sagen, der fast dieselbe innere Eintheilung hat, nur noch mehr nachdruckt und in jeder Hinsicht unbedeutender ist. Sodann gibt es einen Tagwächter und einen Erzähler. Beide Blätter könnten zwar darum streiten, wem von ihnen die Palme der Jämmerlichkeit gebühre, dennoch ist es mir ungreiflich, wie namentlich letzteres noch existirt. Freilich erscheint es auch nur alle Woche auf einem halben Bogen elenden Papiers und noch schlechtern Drucks. — Bei weitem anständiger ist das „neue Hamburger Wochenblatt,“ das erst seit Anfang dieses Jahres besteht. Es füllt seinen Raum zum größten Theil wenigstens mit eigenen Artikeln aus, hat auch schon manchen guten Aufsatz gegeben, im Allgemeinen jedoch noch nichts Besonderes geleistet. Eigenthümlich sind die „neuen Hamburgischen Blätter“ deren Raum exclusiv innern Angelegenheiten, wenn gleich ziemlich planlos gewidmet ist. In neuerer Zeit ist es fast einzig zu einem gedruckten Protocoll der sogenannten patriotischen Gesellschaft geworden, eines zur Förderung des Gemeinwohls gestifteten Privatvereins, an dem übrigens die tüchtigsten Kräfte Hamburgs theilnehmen.

Hier haben Sie nun ein möglichst vollständiges, wenn gleich wenig erfreuliches Bild unserer gesammten Journalistik; hier und da sind freilich Keime zum Bessern vorhanden, und ich glaube wohl, daß sie bei vermindertem Censurdruck sich entwickeln könnten. Uebrigens ist es vielleicht nicht ganz unzweckmäßig, wenn ich hiermit feierlich erkläre, daß ich mit keinem Hamburgischen Blatte oder Redacteur eines Hamburgischen Blattes in irgend welcher Verbindung stehe oder gestanden habe, daß mir also jedes persönliche Motiv fehlt, das auf mein Urtheil Einfluß ausüben könnte.

IV.

Notizen.

Gedichte eines Oesterreichers. — Schramm's Album. — Gastlichkeit der deutschen Polizei. — Militärische Heldenthat im Frieden. — Neue Art von Böhnenkrankheit. — Herr von Lämél und Herr von Lämmerl. — Der Schriftstellerstand. — Hamburger Theatralia. — Rationalgeschichten und Dorfgeschichten. — Napoleon und Marie Louise.

— Ein ganz lebenswürdiges lyrisches Talent verrathen die bei Brockhaus erschienenen „Gedichte eines Oesterreichers“ (von Albert

Knoll). Oesterreichisch-Schlesien, die Heimath dieses jungen Poeten, hat unseres Wissens noch wenig Vertreter im deutschen Dichterwalde; vielleicht dürfen wir in Knoll's Liedern den ersten Flügelschlag begrüßen, mit welchem der moderne Geist auch dort sich ankündigt. Liest man folgendes allerliebste Gedicht:

Des Weilchens Grab.

Lag ein geknicktes Weilchen
Auf einem harten Stein;
„Ach, Weilchen, armes Weilchen,
Sollst weicher begraben sein.“
Sie nimmt das todte Weilchen,
Steckt's in den Busen tief,
Wo tiefer als das Weilchen,
Geknickte Liebe schief.

so möchte man wohl nicht denken, daß aus derselben weichen Brust auch sogenannte politische Gedichte tönen können. Und doch ist es so. Knoll's Muse ist noch im Stadium jener Kindlichkeit, die Alles sagen darf und kann, ohne unpoetisch zu werden. Jedenfalls ist diese natürliche Kindlichkeit der doctrinären Bewußtseinspoesie weit vorzuziehen. Sehr glücklich hat Knoll den Volkston getroffen in dem „Nachtlied“ mit dem Refrain: Der Kaiser (Joseph) ist schlafen gegangen. Noch mehrere Gedichte der Art fanden wir in der kleinen Sammlung; sehr frischen Humor und viel Sinnigkeit verräth das „Bierlied.“ Interessant dürfte auch folgende biographische Notiz sein. Knoll, der an einem gefährlichen chronischen Leiden darniederlag, war von den Aerzten aufgegeben worden. Er hatte nie daran gedacht, mit seinen Versen vor die Oeffentlichkeit zu treten; nun er sich aber dem Tode nahe glaubte, übergab er seine lyrischen Blätter einem Freunde, damit sie nach dem Tode ihres Verfassers, als Andenken für die Seinigen erhalten würden. Der Freund wartete aber nicht und ließ sie drucken. Unverhoffter Weise wurde der kranke Dichter geheilt, und was sein Vermächtniß, gleichsam seine Grabchrift sein sollte, überraschte ihn nun selbst als Morgengruß und Aufmunterung zum neuen Leben. Knoll hat sich jetzt ganz der Poesie gewidmet und eine größere Arbeit begonnen.

— Der Weimar'sche Hofmaler J. H. Schramm aus Teschen besitzt eines der merkwürdigsten Albums, die wir gesehen haben. Schramm hat eine unglaubliche Meisterschaft im Porträtiren mit dem bloßen Bleistift; die größten Notabilitäten in Kunst, Politik, Literatur und Wissenschaft haben ihm gegessen und, wie zur dankbaren Bestätigung ihrer Identität, auch ihr Autograph darunter gesetzt. Die Porträts sind sehr ausdrucksvoll und stets von der charakteristischsten Seite aufgefaßt. Metternich, Hornmaier, Moser, Paulus, Raden-Saleh, Pückler, Herwegh, Freiligrath, eine indische Rajadere, Professor Göttling, Eholuck, David Strauß u. u. liegen sehr friedlich neben einander in

demselben Futteral. Das Album wird hoffentlich gravirt werden und in den Buchhandel kommen.

— Deutschland ist gerade nicht berühmt wegen seiner Großmuth und Gastfreundschaft gegen politische Flüchtlinge; unter allen Ländern des civilisirten Europa ist es am engherzigsten, wo es gilt, einem Handwerksburschen, dessen Wanderbuch nicht ganz in Ordnung ist, Obdach zu geben. Das kleine Belgien ernährt polnische und italienische Flüchtlinge; Frankreich beherbergt die flüchtigen Kinder Deutschlands, aber kein Unglücklicher dieser Art aus Frankreich oder Italien dürfte in Deutschland eine Zuflucht finden. Gibt es doch deutsche Orte, wo selbst der deutsche Reisende seinen Paß hervorlangen muß, um ein Bett auf eine Nacht zu bekommen. Langes Haar oder ein Schnurrbart bei unfashionabler Kleidung reicht schon hin, um die Polizei in's Bockshorn zu jagen; es könnte ja ein fahrender Literat, ein Demagog, oder wenigstens ein Jude sein; gleich heißt es: Die Ordnung ist in Gefahr! Dafür ist man in Deutschland desto großmüthiger gegen Alles, was nach Protection riecht. Preußen hat sich verpflichtet, alle polnischen Flüchtlinge auszuliefern, aber die russischen Spione im Großherzogthume Posen und in Berlin duldet es. Natürlich. Sie haben ja Paß; wenn nur die Ordnung in Ordnung ist, das Vaterland kann niemals in Gefahr sein. Im Weimarischen treiben sich fortwährend einige behänderte Russen herum; darunter befindet sich ein alter Herr, der sich überall selbst als „russischen Correspondenten“ einführt, und Niemand sieht was Arges darin. Wir hätten gar nichts gegen diese Gastlichkeit; wenn nur etwas mehr Billigkeit und Gleichheit dabei wäre. Duldet Ihr die Carlisten aus Frankreich und Spanien, so könnt Ihr auch die Gegenpartei dulden.

— In Fulda hat neulich ein Lieutenant einen Bürgerlichen erstochen; nicht im Duell, nicht im Jähzorn, nicht um eine Beschimpfung zu rächen, sondern viel ritterlicher, viel junkerlicher; in Folge eines Streites, bei dem keine Injurie vorgefallen war, nahm sich der tapfere Offizier vor, bei nächster Gelegenheit den wehrlosen „Civilisten“ zu erstechen. Mit vornehmer Gelassenheit, mit stoischer Kälte ging er ihm aus einem öffentlichen Vergnügungsorte nach und stach ihn ab, wie ein Wildschwein. Vielleicht, daß die Heldenthat des preussischen Lieutenants Windel in Elberfeld den hessischen Lieutenant anspornte, seinem unschuldigen Degen auf dieselbe wohlfeile Manier die Bluttaufe zu geben. Es ist allgemein bemerkt worden, daß Militärs, die Pulver gerochen haben, stets menschlicher, als die bloßen Gamaschenhelden, sich benehmen, ja meist die lebenswürdigsten Gesellschafter sind; das macht nicht bloß das höhere Alter und die Schule der Erfahrung, sondern sie haben einen wirklichen Beruf erfüllt, während der friedliche Gelbschnabel im stehenden Heere leicht wie eines jener unnützen Klei-

nen Ungeheuer wird, die sich aus stehendem Gewässer erzeugen. Noch merkwürdiger ist, daß in ganz Oesterreich, wo ebenfalls kein Offizier sich ungerächt darf beleidigen lassen, dergleichen Heldenthaten wie in Eiberfeld und Fulda viel seltner vorkommen. Umgekehrt; Referent war Zeuge, wie ein österreichischer Offizier einem Bürgerlichen, dem in der Hige ein unbedachtes Schmähwort entfuhr, mehrmals mit dem Degen den Mantel durchbohrte. Es war ein Offizier, der sich im Kriege durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte; die Geistesgegenwart und Menschlichkeit aber, die er dem Bürgerlichen gegenüber bewiesen, hat ihn in der Achtung seiner Waffengefährten nur gehoben. Endlich glauben wir, die Bürgerlichen in solchen Gegenden, wo die jungen Militärs der Hafer sticht, sollten lieber auf jeden Verkehr mit dem Offiziercorps verzichten. Mit Menschen, die ihre Waffe statt der Argumente brauchen, ist ja kaum ein Gespräch möglich. Die Bürger mußten entweder darauf dringen, daß kein Offizier bewaffnet in ihre Gesellschaft trete, oder sich die Erlaubniß erwirken, ebenfalls bewaffnet spazieren zu gehen.

— Es scheint, daß die Krankheitsausreden der Bühnenprinzessinnen sich abgenützt haben, und neue Auswege gesucht werden müssen. Madame Fischer-Achten, Sängerin in Braunschweig, ist auf ein noch nie gebrauchtes Mittel verfallen. Um die dritte Aufführung der Oper: Maria Dolores oder der Meineid, von Köhler, zu hintertreiben, hat diese Sängerin, nachdem sie in den zwei ersten Vorstellungen ohne Widerrede aufgetreten war, plötzlich erklärt, ihr Gewissen verhindere sie ferner die ihr zugewiesene Rolle zu spielen — weil sie in derselben einen Meineid zu singen habe. Zur Unterstützung dieses Gewissensscrupels wies sie ein schriftliches Verbot ihres Beichtvaters des Dechanten *** vor. — Derlei Verbote haben unserer Bühne noch gefehlt!!

— Von dem so eben in Wien verstorbenen Banquier Hrn. v. Lämél existirt folgende Anekdote. Herr von Lämél, ein Greis der seiner außerordentlichen Rechtlichkeit und Humanität willen in Wien eine große Popularität genoß und während der Kriegszeit dem Staate mannigfache wichtige Dienste geleistet hatte, war besonders bei dem verstorbenen Erzherzog Anton sehr beliebt. Eines Tages war der Banquier bei dem Erzherzog, als der Kaiser (Franz) hereintrat. Der Erzherzog stellte den Banquier vor. Der Kaiser, der bekanntlich ein sehr gutes Gedächtniß hatte, sagte: „D, ich kenne schon den Herrn von Lämmerl, a sehr ein braver Mann, wenn wir nur lauter solche Unterthanen hätten, wie den Herrn von Lämmerl.“ — „Ja,“ sagte sich verbeugend der Banquier, der nach jüdischer Weise keinen Wig unterdrücken konnte — „damit Ew. Majestät sie recht brav scheeren könnten.“ Der Kaiser und sein Bruder lachten über diese ziemlich courunfähige Antwort. Aber Herr von Lämél wurde unruhig, als er im Nachhausegehen

über seinen Witz nachdachte, er fürchtete üble Folgen und hatte darüber mehrere schlaflose Nächte. — Zwei Jahre darauf mußte er behufs einer großen Finanzangelegenheit beim Kaiser in einer Privataudienz erscheinen. Statt, wie es das Ceremoniell verlangt, bis zu einer gewissen Stelle des Saales vorzutreten, blieb der Banquier verlegen an der Thüre stehen. Aber ein Stein fiel ihm vom Herzen, als der Kaiser ihm zurief: „Nur näher Herr von Lämmerl, hier wird nicht geschoren.“ —

— „Bange machen gilt nicht!“ Dies möchten wir unserem hypochondrischen Freunde Hermann Marggraf zurufen, der in der Augsburger Allgemeinen ein mit den düstersten Farben gemaltes Bild von dem Stande des deutschen Schriftstellers entwirft. Es ist zwar Alles wahr, was Marggraf vorbringt, nur kann man das Alles von jedem andern Stande gleichfalls aufzählen. Wie viele junge Leute werfen sich z. B. dem Handelsstande mit den sanguinischsten Hoffnungen in die Arme, führen, von anfänglichen Erfolgen verlockt, ein fröhliches, glänzendes Leben und verderben zuletzt in Bankerott und Armuth. Wie Viele, die sich dem Militärstande widmen, glauben den Marschallsstab in der Tasche zu haben, und verkümmern als Lieutenant auf halbem Sold. Und hat der Stand der Aerzte, der Beamten nicht ähnliche Ausgänge aufzuweisen? Warum soll gerade der Schriftstellerstand schwarz in schwarz gemalt werden?

— Man schreibt aus Hamburg: In unserer Theaterwelt macht die *mise en scene* von Förging's *Undine* ungeheures Aufsehen. Solche Decorationen und Maschinerien hat man auf der deutschen Bühne noch nie gesehen, und selbst unsere Kaufmannsaristokratie, die doch stets in Paris und London lebt und weht, gesteht, derlei Phantasmagorie noch nie getroffen zu haben. Der Maschinist Mühlendorfer aus Mannheim, der Schöpfer dieser Zauberwelt, ist eigends nach Hamburg zu diesem Zwecke berufen worden. Ueber die Oper selbst hört man, daß der erste Theil, und namentlich die komischen Nummern, sehr gefallen haben, während im Uebrigen die Poesie und die Eigenthümlichkeit vermißt wurden. — Laube's Struensee hat einen glänzenden Succes gehabt, muß sich aber vor der Hand mit drei Vorstellungen begnügen, da Grunert, der den Ove Guldberg spielt, nach Wien zu einem Gastspiel abgereist ist. — Von dem hier lebenden Journalisten Joseph Mendelssohn ist ein Schwanek: „Die Namensbrüder oder Banquier und Journalist“ auf dem Oldenburger Hoftheater zur Aufführung gekommen und soll sehr gefallen haben.

— Gestern hörte man, Thiers habe für seine Geschichte des Consulats fünfhunderttausend Franken bekommen, und heute vernimmt man bereits, eine Actiengesellschaft habe Louis Blanc (dem Verfasser der Geschichte der letzten zehn Jahre) eine gleiche Summe für eine Ge-

schichte der französischen Revolution geboten. Fünfhunderttausend Franken — sind jetzt in Paris ein festgesetzter Preis für Geschichtswerke; es ist wie das Brod beim Bäcker — da läßt sich nichts abhandeln. Da man in Deutschland gewöhnlich die Ideen, die vor zehn Jahren in Frankreich Mode waren, aufzuwärmen pflegt, so ist leicht vorauszu sehen, daß alle die Schriftsteller, die jetzt in Leipzig, Stuttgart u. s. w. für acht Thaler per Bogen Geschichte schreiben, wahre Selbstmörder sind. Sie brauchen nur zu warten, in zehn Jahren wird sich das Capital ver Hundertfachen. Vorsorgliche Eltern, die über die Zukunft ihrer Kinder besorgt sind, sollten sie doch zu Geschichtsschreibern heran bilden, das wird eben so bezahlt werden, wie das hohe E einer Sän gerin. — Vor der Hand sind es Dorfgeschichten, die den größten Suc ces bei uns haben. Berthold Auerbach's Schwarzwälder Idyllen ha ben innerhalb weniger Monate eine zweite Auflage erlebt, nachdem von der ersten funfzehnhundert Exemplare abgesetzt wurden. Referent war selbst Zeuge, wie ein Leipziger Buchhändler Auerbach hundert Gulden per Bogen angeboten hat. Hundert Gulden für eine Dorfge schichte, das ist ein schöner Anfang; multiplicirt man das mit einer Nationalgeschichte, so gibt es wenigstens tausend Gulden per Bogen. Oder sollte es wahr sein, daß bei uns mehr kleiner Dorfgeist als gro ßer Nationalgeist herrscht?

— Komisch genug ist die Angst, mit welcher deutsche Verleger einander in die Augen sehen, ob nicht der Herr College zufällig gleich falls dasselbe Werk aus dem Französischen übersetzen lasse, das man so eben selbst unter der Presse hat. In ihrer Hast, einander zuvor zukommen, stürzen oft fünf bis sechs Buchhändler zu gleicher Zeit mit einem und demselben Buche zur Thüre herein; einer stolpert über den andern und keiner hat am Ende Gewinn davon. Wollt Ihr ein Mittel wissen, Euch vor Concurrenz zu sichern? Uebersetzt gute Bü cher, danach greifen in Deutschland bei weitem nicht so viele Verle ger. Ein Beispiel. Vor drei Jahren erschien in Paris „Napoleon und Marie Louise“ von Meneval (zwei Bände), und erst vor weni gen Tagen gab eine Leipziger Buchhandlung (Thomas) ganz gemäch lich den zweiten Band ihrer Uebersetzung aus. Drei Jahre und keine Concurrenz? Natürlich! Das Buch ist nämlich ein wirklich gutes.

Berichtigung. In unserem vorigen Hefte ist durch ein Versehen des Setzers die Chiffre E. B. (die zu der frühern Notiz gehörte) unter eine Notiz der Redaction gerathen, wodurch letztere fast unverständlich wurde.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.